



Norbert Scholl

Die Dogmen, die „von der Treue zu Unserem Herrn Jesus Christus“ Bewegten und Papst Franziskus

„Heiliger Vater, mit tiefem Schmerz, aber bewegt von der Treue zu Unserem Herrn Jesus Christus, von der Liebe zur Kirche und zum Papsttum und von der kindlichen Hingabe zu Ihrer Person, sehen wir uns gezwungen, Ihnen gegenüber eine Zurechtweisung auszusprechen wegen der Verbreitung einiger Häresien durch das Apostolische Schreiben AMORIS LAETITIA und anderer Worte, Handlungen und Unterlassungen Eurer Heiligkeit. Es ist uns durch das Naturrecht, das Gesetz Christi und das Gesetz der Kirche, drei Dinge, die Eure Heiligkeit durch die Göttliche Vorsehung berufen sind, zu beschützen, erlaubt, diese Zurechtweisung vorzunehmen.“ So beginnt eine 14.000 Wörter umfassende „CORRECTIO FILIALIS DE HAERESIBUS PROPAGATIS“, die **von 62 Priestern und „katholischen Gelehrten“ aus 20 Nationen am 16. Juli unterzeichnet und am 11. August dem Papst zugestellt wurde.** Darin werden sieben „häretische Thesen“ aufgelistet und deren Verbreitung und Förderung Papst Franziskus vorgeworfen. Zwei „Gründe“ machen die Absender für die „beispiellose Krise“, in die Papst Franziskus die Kirche durch *AMORIS LAETITIA* geführt habe, verantwortlich: „der Modernismus“ und „der Einfluss der Ideen von Martin Luther“.

Es lohnt sich kaum, die „CORRECTIO“ zu lesen. Wohl aber lässt sich das Schriftstück zum Anlass nehmen, um über den Fragenkomplex „Dogma“ und damit im Zusammenhang die Rolle des gegenwärtigen Papstes etwas nachzudenken.

Wie es zu den „Dogmen“ kam

Jesus hat kein ausgefeiltes schriftliches Programm, keine unabänderlichen und ewig-gültigen Glaubens-Sätze hinterlassen. Er erzählte Gleichnisse und Beispielgeschichten aus dem Alltag und machte ihn so auf Gott hin transparent. Er stellte provozierende Fragen und wirkte zeichenhafte Handlungen. Er gab durch das Zeugnis seines Lebens ein beeindruckendes und nachahmenswertes Beispiel, „damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe“ (Joh 13,15). Nach seinem Tod wurde seine Botschaft weitererzählt. Und dabei auch den örtlichen Gegebenheiten und Erfordernissen angepasst. Beim synoptischen Vergleich der Evangelien lässt sich das gut erkennen.

Doch die Menschen interessierten sich auch für die Gestalt Jesu selbst. Wer war dieser? Und was genau wollte er mit seiner Botschaft? Wer ist eigentlich der Gott, den er verkündete? So sahen sich die jungen Gemeinden genötigt, für sich selbst und für andere Rechenschaft abzulegen über ihren Glauben. Sie mussten sich dazu der Denk- und Sprechweise ihres aktuellen Umfeldes bedienen und die Fragen ihrer Gemeinden in die Antwort miteinbeziehen. Darüber hinaus mussten sie ihr Bekenntnis aus dem semitisch-jüdischen in den griechisch-römischen Denkhorizont übertragen. So entstanden in den ersten drei Jahrhunderten die Glaubenssätze und Glaubensbekenntnisse. Meist wurde sie auf größeren Zusammenkünften der Bischöfe, auf „Konzilien“, verfasst. Sie waren definierend-defensiv formuliert und anfangs vor allem im Hinblick auf bestimmte, konkrete Erfordernisse vor Ort ausgerichtet.

Die weitere Entwicklung wurde bestimmt durch das seit dem vierten Jahrhundert im Osten und später im Westen vornehmlich von politischen Interessen geleitete Anliegen, die Einheit der Kirche (und damit die Einheit der staatstragenden Religion) zu dokumentieren. Es entstanden überregionale Bekenntnisformeln. Zwei von ihnen haben sich in der gesamten Kirche durchgesetzt: Das Apostolische und das Nizäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis. Beide sind wesentlich beeinflusst und mitgeprägt vom religiösen,

politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext der Umwelt, in der sie entstanden sind.

Die in einer lebendigen und darum sich stetig wandelnden Sprache tradierte Glaubensstradition ist dem historischen Lauf der Zeit ausgesetzt und hat deswegen etwas mit Entwicklung und Prozess zu tun. Heute leben wir in gänzlich anderen Gesellschafts- und Denkstrukturen. Das Gottesbild hat sich verändert. Manche Begriffe haben sich in ihrer Bedeutung gewandelt, erscheinen heute unverständlich oder missverständlich. „Wir müssen die alten Wahrheiten übersetzen. Was heißt Menschwerdung Gottes? Was heißt Menschsein im Christentum? Dass Gott den Menschen frei macht. Dass Gott unsere Individualität anerkennt. Wenn wir uns dieser Würde bewusst sind, erkennen wir auch die Würde anderer Menschen. Banal, aber wahr. Die menschliche Würde ist der Kern des Christentums“ (Johanna Rahner⁴⁹). Dabei sind es vor allem drei Elemente, die miteinander in Bezug stehen müssen und nicht getrennt werden können: „Die Ebene individueller Erfahrung, die jeder im Glauben macht; die Ebene der doktrinären Formulierung, die wichtig ist, um den vielen Erfahrungen einen Bezugspunkt zu geben; die Ebene der Strukturreform, mit der die äußeren institutionellen Formen den sich wandelnden Glaubensweisen angepasst werden“ (Daniel Bogner⁵⁰). Wird diese Anpassung nicht geleistet, dann entwickeln Glaubenssätze rasch ein schier unüberwindliches Beharrungsvermögen und lassen sich als Machtinstrument für die Durchsetzung der „Wahrheit“ missbrauchen - bis hin zu Sanktionen auf Leben und Tod.

Ein instruktives trauriges Beispiel

Ein instruktives Beispiel aus jüngerer Zeit ist das 1869 erlassene „Dogma“ von der Unfehlbarkeit des Papstes („Infallibilität“).⁵¹ Verantwortlich dafür war der starrköpfige Papst Pius IX. (1846-1878). Er konnte sich dabei auf ultrakonservative Kreise innerhalb der katholischen Kirche stützen. Die Unfehlbarkeitsdefinition und die damit verbundene Beanspruchung der „obersten Hirtengewalt“ über Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung in der Kirche, der so genannte „Jurisdiktionsprimat“, zeigen die Tendenz, alle (geistliche) Macht in der Person des römischen Bischofs zu vereinen.⁵² Die Folge war, dass in den Jahren danach ein Prozess der „schleichenden Infallibilisierung“⁵³ päpstlicher Rundschreiben einsetzte, der in den Erlassen von Papst Johannes Paul II. einen (vorläufigen?) Höhepunkt erreichte. Selbst hochrangige katholische Bischöfe und Theologen der Gegenwart sehen eine dringende Notwendigkeit für die Revision dieses Dogmas und der Glaubens-Sätze überhaupt gegeben.⁵⁴ Ein Glaubenssatz kann heutzutage „gar nicht mehr anders erscheinen denn als eine relative und geschichtliche Größe. Das Dogma ist relativ, insofern es dienend, hinweisend auf das ursprüngliche Wort Gottes bezogen ist, und es ist relativ, insofern es auf die Fragestellungen einer bestimmten Zeit bezogen ist und dem rechten Verständnis des Evangeliums in ganz konkreten Situationen dient“ (Walter Kasper⁵⁵). Auch die weitläufig mit dem im Leserbrief genannten Karl Rahner verwandte Tübinger Theologin Johanna Rahner vertritt diese Ansicht: „Die Dogmatik kann nicht einfach ewig gültige Wahrheiten verkünden, sondern muss auch auf existenzielle Fragen der Gegenwart antworten. Sie muss den christlichen Glauben im Heute begründen. Auch wenn wir Regeln haben, geht es darum, sie anzuwenden. Und der Maßstab ihrer Anwendung ist der Mensch. Wir können nicht den Menschen an die Regeln anpassen, sondern müssen die Regeln menschlich verstehen.“⁵⁶

⁴⁹ Evelyn Finger, „Zum Amen gehört das Aber“. Ein Gespräch mit Johanna Rahner, die den Tübinger Lehrstuhl des großen katholischen Kirchenkritikers Hans Küng übernimmt. In: DIE ZEIT 29/2017

⁵⁰ Daniel Bogner, Prägender Einfluss, in Herder Korrespondenz 10/2017, 21-24; 22.

⁵¹ DH 3074.

⁵² Dazu: Hans Küng, Unfehlbar? Eine Anfrage, Zürich/Einsiedeln/Köln 1970,

⁵³ Vgl. Augustin Schmied, „Schleichende Infallibilisierung“. Zur Diskussion um das kirchliche Lehramt, in: In Christus zum Leben befreit. FS B. Häring, hrsg. v. H. Römel, B. Hidber, Freiburg 1992, 250-274, 272.

⁵⁴ So z.B. Kardinal Walter Kasper in PUBLIK vom 12.12.1969; zit. bei Hans Küng, Unfehlbar? Eine Anfrage, Zürich/Einsiedeln/Köln 1970, 162 f. Dort auch weitere Literatur. Ferner: Kardinal Joseph Ratzinger 1985

⁵⁵ Walter Kasper, Die Methoden der Dogmatik. Einheit und Vielheit, München 1967, 38.

⁵⁶ Evelyn Finger, „Zum Amen gehört das Aber“. Ein Gespräch mit Johanna Rahner, die den Tübinger Lehrstuhl des großen katholischen Kirchenkritikers Hans Küng übernimmt. In: DIE ZEIT 29/2017

AMORIS LAETITIA und das „Dogma“

Mit dem „postsynodalen“ Schreiben AMORIS LAETITIA⁵⁷ (Al) scheint Papst Franziskus vorsichtig und behutsam das Signal für eine neue Form der Theologie setzen zu wollen. Gleich zu Anfang des Schreibens weist er darauf hin, „dass nicht alle doktrinen, moralischen oder pastoralen Diskussionen durch ein lehramtliches Eingreifen entschieden werden müssen. Selbstverständlich ist in der Kirche eine Einheit der Lehre und der Praxis notwendig; das ist aber kein Hindernis dafür, dass verschiedene Interpretationen einiger Aspekte der Lehre oder einiger Schlussfolgerungen, die aus ihr gezogen werden, weiterbestehen. Dies wird so lange geschehen, bis der Geist uns in die ganze Wahrheit führt (vgl. Joh 16,13) [...] Außerdem können in jedem Land oder jeder Region besser inkulturierte Lösungen gesucht werden, welche die örtlichen Traditionen und Herausforderungen berücksichtigen“ (Al 3).

Gewiss, das Schreiben des Papstes bezieht sich zunächst auf die immer deutlicher werdende Diskrepanz zwischen dem von der Kirche proklamierten Ideal der christlichen Ehe und der Realität. Der deutsche Kurienkardinal Walter Brandmüller (*1929) aber wittert hier eine päpstliche „Salamitaktik“: „Wer den Glaubenssatz (Dogma) von der Unauflöslichkeit der Ehe leugnet, hat den Boden der katholischen Lehre verlassen.“⁵⁸ Einmal abgesehen von der Tatsache (die Brandmüller eigentlich wissen müsste), dass es kein „Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe“ gibt, liegt der Kardinal mit dieser Vermutung vielleicht richtig. Denn Franziskus bezieht sich zwar nur auf die kirchliche Ehelehre, wenn er sagt, sie dürfe „nicht zu einer bloßen Verteidigung einer kalten und leblosen Doktrin werden“ (Al 59). Aber was für die Ehe-Doktrin gilt, kann analog auch für andere kirchliche Doktrinen geltend gemacht werden. Letztlich ist die gesamte kirchliche Glaubenslehre eine „Doktrin“. Auch sie darf nicht erstarren und zu einer sorgsam behüteten und vor dem Verfall bewahrten, aber kalten und leblosen Mumie werden.

Grundsätzlich haftet allen Sätzen eine gravierende Schwäche an: Sie bleiben hinter der Wirklichkeit zurück, sie sind missdeutbar und nur bedingt übersetzbar, sie sind in Bewegung und ideologiefällig. Glaubens-Sätze sind davon nicht ausgenommen. Auch sie können doktrinär erstarren, sie können, bedingt durch den Wandel der Sprache, neue und schlimmere Missverständnisse produzieren, orthodoxe Überheblichkeit erzeugen und - last not least - auch theologische Unbelehrbarkeit und wachsende Ignoranz der beati possidentes hervorbringen. So skizziert es Hans Küng in seinem bekannten Werk „Unfehlbar? Eine Anfrage“⁵⁹.

„Christentum besteht nicht in Formeln, es ist ein inneres Leben“

Aber der Glaube lässt sich nicht in Sätze einfangen oder in Dogmen konservieren. Das hat schon vor beinahe 200 Jahren Johann Adam Möhler in seiner Habilitationsschrift klarsichtig dargestellt: „Das Christentum besteht nicht in Ausdrücken, Formeln und Redensarten, es ist ein inneres Leben, eine heilige Kraft, und alle Lehrbegriffe und Dogmen haben nur insofern einen Wert, als sie das Innere ausdrücken, welches mithin als vorhanden vorausgesetzt wird. Ja, als Begriff, der immer beschränkt ist, umfasst er und erschöpft er das Leben, das unaussprechliche, nicht und ist immer mangelhaft; aber als Leben ist es auch nicht mitteilbar und kann nicht fixiert werden; das geschieht durch Darstellungen in Begriffen, durch Ausdrücke“⁶⁰. Bis heute gibt es kein Verzeichnis der verbindlichen und definierten Glaubenssätze. „Die Frage, was im einzelnen definiert ist, und noch mehr, in welchem Sinn es definiert ist, stellt in vielen Fällen enorme quellenmäßige, textkritische, begriffs-, rechts- und kirchengeschichtliche, hermeneutische und theologische Probleme. [...] Die Präsomption steht also auf der Freiheit; damit schafft dieser Dogmenbegriff Raum für eine Vielfalt der Lehre in der Kirche und ermöglicht weitere Lehrentfaltung.“⁶¹

⁵⁷ https://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20160319_amoris-laetitia.html (20.10.2017).

⁵⁸ <http://www.kath.net/news/mobile/54713> (13.10.2017).

⁵⁹ Hans Küng, Unfehlbar? Eine Anfrage, Zürich/Einsiedeln/Köln 1970, 116-122.

⁶⁰ Johann Adam Möhler, Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus (Tübingen 1825), hrsg. v. J. R. Geiselman, Darmstadt 1957, 42 f.

⁶¹ Walter Kasper, Dogma unter dem Wort Gottes, Mainz 1965, 40 f.

Papst Franziskus ist sich dessen offenbar bewusst. Er weiß, dass „man bei der theologisch-dogmatischen Rede nicht meinen (darf), man habe die Sache schon, wenn man das begriffliche Wort über sie hat.“ Gott und Sprache hängen aufs Engste zusammen. Doch immer weniger Menschen fühlen sich von den Worten der Kirche angesprochen. Damit wird auch Gott weniger in der Welt. „Gerade die Amtsträger müssen eine Sprache finden, die aufgeklärte Menschen existenziell ergreift. Eine Sprache zugleich, die eine breite Basis hat und ebenso von Menschen außerhalb des kirchlichen Milieus verstanden werden kann. Die Kirche muss dazu zur Meisterin der Übersetzung werden. Sie muss ihre Tradition so gut verstehen, dass sie diese nicht nur ohne Bedeutungsverlust, sondern mit einem Bedeutungsgewinn in unserer Zeit neu sagen kann.“⁶² Papst Franziskus fliegen die Herzen vieler Christen und Nichtchristen zu, weil er den christlichen Glauben zwar lehrt, aber vor allem lebt. Er stellt das richtige und reflektierte Handeln aus dem Glauben (Orthopraxie) über das richtige Wissen vom Glauben (Orthodoxie). „Es geht ihm nicht um die Kirche, sondern um die Sache Jesu, das heißt Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Radikalität, Geschwisterlichkeit, Barmherzigkeit“ (Eberhard von Gemmingen SJ⁶³). Er weiß aber auch, dass er mit einer offeneren und flexibleren Handhabung der „Doktrin“ ein höchst gefährliches und vermintes Gelände betritt. Offensichtlich scheut er (noch) den offenen Konflikt mit den Hardlinern, den eine Lehrentfaltung in Form einer Revision und Neu-Formulierung der Dogmen sicher hervorrufen würde. Die Warnung an seine Kritiker und sein Ziel sind deutlich genug: „Das Evangelium lädt vor allem dazu ein, dem Gott zu antworten, der uns liebt und uns rettet – ihm zu antworten, indem man ihn in den anderen erkennt und aus sich selbst herausgeht, um das Wohl aller zu suchen. Diese Einladung darf unter keinen Umständen verdunkelt werden! [...] Wenn diese Einladung nicht stark und anziehend leuchtet, riskiert das moralische Gebäude der Kirche, ein Kartenhaus zu werden, und das ist unsere schlimmste Gefahr. Denn dann wird es nicht eigentlich das Evangelium sein, was verkündet wird, sondern einige lehrmäßige oder moralische Schwerpunkte, die aus bestimmten theologischen Optionen hervorgehen. Die Botschaft läuft Gefahr, ihre Frische zu verlieren und nicht mehr ‚den Duft des Evangeliums‘ zu haben.“⁶⁴

⁶² CiG-Redaktion, Wie sich der christliche Glaube erneuern kann, Christ in der Gegenwart 44/2017, 483-487; 483.

⁶³ P. Eberhard von Gemmingen SJ; <http://www.katholische-hörfunkarbeit.de/?id=336> (13.10.2017).

⁶⁴ Papst Franziskus, Evangelii gaudium, Nr. 39.